

INTERVIEW

Damian Zimmermann im Gespräch mit Thomas Hoepker

„Keiner reißt sich um den Job“

Wie kaum ein anderer hat **Thomas Hoepker** (Jahrgang 1936) den deutschen Bildjournalismus seit den 1960er-Jahren mitgeprägt. Er war fester Mitarbeiter vieler wichtiger Magazine, das erste deutsche Magnum-Mitglied und zwischenzeitlich sogar deren Präsident. Sich selbst hat er dabei schlicht und bescheiden als „Bilderfabrikant“ bezeichnet. Trotz seiner Alzheimer-Erkrankung reist und fotografiert Hoepker weiter. Das Ernst Leitz Museum in Wetzlar zeigt nun seine Retrospektive.

Thomas Hoepker, © Arne Wesenberg



Las Vegas, Nevada, USA 1963, © Thomas Hoepker / Magnum Photos

ProfiFoto: Herr Hoepker, wie fühlt es sich an, sein eigenes Lebenswerk mit dieser Retrospektive zusammenzufassen und gleichzeitig auch noch einmal so konzentriert darauf zurückzuschauen?

Thomas Hoepker: In diesem Fall haben ja andere auf meine Bilder geschaut und die Retrospektive für das neue Ernst Leitz Museum bei Leica in Wetzlar zusammengestellt, und da meine Erinnerung leider immer mehr nachlässt, ist es auch für mich eine Überraschung zu sehen, wo ich überall in meinem Leben schon gewesen bin und wie viele Bilder ich mitgebracht habe.

Ihre Fotografien waren nie für die Museumswand gedacht gewesen.

Wie unterscheidet sich der Blick auf Ihre Bilder, wenn diese in einem Magazin oder in einer Ausstellung gezeigt werden und würden Sie sagen, dass man jedes Bild, das für ein Magazin gemacht wurde, auch in einer Ausstellung zeigen kann?

Früher hätte ich das skeptisch beantwortet, und mich gefragt, ob es nützlich ist, sich zu erinnern. Wichtiger noch: ob es gut ist, Fotos wiederzubeleben, die vor Jahrzehnten nur für ein flüchtiges Dasein auf Zeitschriftenseiten gemacht wurden und die seither überwiegend ein Schubladendasein im Archiv geführt haben. Hier ist von Reportage-Fotografie die Rede, also von Bildern die zuallererst informieren sollten. Hoffen wir, dass einige Bilder außerdem noch Stim-

mungen und Gefühle transportieren und das manche formal so geglückt sind, dass sie auch heute, Jahre später, noch an der Museumswand standhalten.

Welche Arbeit war für die Entwicklung ihrer Fotografen-Persönlichkeit die wichtigste?

Eigentlich war immer die letzte Geschichte, der letzte Auftrag für mich der wichtigste. Welchen Stellenwert einzelne Bilder im Laufe der Zeit erreichen, das hängt, finde ich, vom Auge des jeweiligen Betrachters ab.

1963 sind sie im Auftrag der Zeitschrift Kristall ohne zeitliche Vorgabe durch die USA gereist und haben das Land dokumentiert. 2021

haben Sie diese Reise quasi wiederholt. Welche Unterschiede sind für Sie die auffälligsten? Und was hat sich in den USA bis heute nicht verändert?

Die Voraussetzungen für den Roadtrip Ende 2020 hätten unterschiedlicher nicht sein können.

1963 war ich jung und neugierig auf dieses Land, was ich seit dem Zeitpunkt liebe als im Mai 1945 zwei amerikanische Panzer in unser kleines bayrisches Dorf ratterten, ein schwarzer und ein weißer GI uns Kindern Kaugummi und Hershey-Schokolade schenken und dem Krieg ein Ende setzten.

2020 – zur schlimmsten Zeit der weltweiten Pandemie – war ich zwar immer noch neugierig, aber wir fuhren meistens durch fast menschenleere Gegenden und Städte. Ich bin ein „People Photographer“, habe mein Leben lange gerne Menschen beobachtet und fotografiert. Es war schwierig.

Was sich bis heute in den USA nicht verändert hat? Der ideologische und politische Graben zwischen der Bevölkerung, die in den großen Städten an den Küsten leben und dem sogenannten „Heartland“, der ist nur größer geworden. Aber gastfreundlich und gesprächsbereit sind sie immer noch und lassen sich meistens auch gerne fotografieren.

Ein solcher Auftrag wie Sie ihn damals bekommen haben ist für heutige Fotoreporter unvorstellbar, weil die Zeitschriften gar kein Budget mehr dafür haben und Online-Medien noch schneller und kurzlebiger geworden sind. Was ist im heutigen Fotojournalismus dennoch besser als vor 50 Jahren?

Früher waren Fotografen auf Magazine wie den Stern angewiesen, um ihre Bilder zu veröffentlichen. Heute kann man auf vielen verschiedenen Plattformen mit einem Click eine Story

veröffentlichen, ohne dass man frühere Hürden wie Bildredakteure und Agenturen meistern muss. Fotografen können unabhängiger arbeiten, aber die finanziellen Herausforderungen sind natürlich für die meisten Berufsfotografen, die von ihrer Arbeit auch leben müssen, enorm. Vor zwölf Jahren habe ich mal darüber reflektiert, ob Bildjournalist ein Beruf ohne Zukunft ist. Aber woher kommt es dann, dass ich häufig das Gefühl habe, dass mehr und mehr gute, wenn nicht hervorragende Bild-Essays produziert werden? Man muss nur in Online-Blogs gehen, wie z.B. den Lens Blog der New York Times, MediaStorm, das Burn Magazine, natürlich Magnum Photos oder auf Instagram. Und natürlich kann man auch die zahlreichen Fotografiefestivals in Hannover, Arles, Perpignan oder New York abklappern und man sieht eine unglaubliche Fülle von engagierten, originellen, ergreifenden Bildern und Foto-Essays.

Stattdessen spüre ich jetzt bei den meisten jungen Fotografen keine Angst mehr vor Menschen, nicht mehr diese distanzierte Coolness. Stattdessen Nähe, genaues Hinsehen, eigene Meinung und Engagement. Die neuen, hochempfindlichen Kamera-Sensoren erlauben das Fotografieren bei praktisch jedem Licht. Das wird jetzt mehr und mehr genutzt und erweitert das Spektrum möglicher Bilder. Da gibt es tiefe Schatten, Kontraste, unheimliches Zwielicht. Das sind keine Bilder, wie Nachrichten-Agenturen sie erwarten. Es sind, in den besten Beispielen, Reportage-Reisen in die Seelen von Städten, Landschaften oder Menschen.

Sie haben Kunstgeschichte und Archäologie studiert bevor Sie sich entschieden, Fotograf zu werden? Wie hat das Studium Ihre Fotografie geprägt?

Ich glaube, dass ich durch mein Studium und bei Museumsbesuchen sehr viel für meinen späteren Beruf gelernt habe. Beim Betrachten von Bildern, ob sie nun gemalt sind oder fotografiert wurden, lernt man in jedem Fall etwas über Komposition und über Farben, ob man sich nun alte Meister anschaut oder moderne Kunst.

Sie wurden 1989 als erster Deutscher Mitglied der legendären Fotografen-Agentur Magnum und waren vier Jahre lang sogar ihr Präsident. Wenn Sie die Agentur heute neu gründen müssten: Was würden Sie anders machen – und was auf jeden Fall beibehalten?

Also erstmal muss ich da etwas korrigieren: es waren „nur“ drei Jahre, die ich dieses Amt innehatte. Länger würde es wohl auch niemand freiwillig

und unbezahlt aushalten können. So suchen wir uns alle drei Jahre ein neues „Opfer“. Keiner reißt sich drum, das kann ich Ihnen versichern. Man kommt kaum noch dazu, an eigenen Projekten zu arbeiten und sitzt wochenlang vor komplizierten Tabellen und Kalkulationen, studiert Statuten und Verträge und macht viele andere administrative Arbeiten. Das ist nicht gerade ein kreativer Job. 1966 schon bekam ich einen Brief von Elliott Erwitt, ob ich nicht Lust hätte Mitglied bei Magnum Photos zu werden. Aber vor allen Dingen aus finanziellen Gründen (ich war damals fest angestellt) musste ich 1966 leider absagen. Erst 1989, als dann freiberuflicher Photograph in New York und nach meinen zweieinhalb Jahren als Art-Direktor beim Stern konnte ich das Angebot annehmen. Ob ich heute so oder anders eine solche Fotografen-Kooperative gründen würden? Nun, mittlerweile bin ich sowieso zu alt, um mit solchen Gedanken zu spielen. Die Frage müssten Sie meinen Freunden und Kollegen von Magnum stellen.

Ihr Foto von den Anschlägen am 11. September 2001 ist für mich die wichtigste Metapher für diese schrecklichen Ereignisse und unseren Umgang damit. Dennoch haben Sie es lange Zeit nicht gezeigt aus Furcht, es könnte falsch verstanden werden. Wie waren die Reaktionen als Sie es dann schließlich doch veröffentlicht haben?

Das Bild hat zunächst in Europa Furore gemacht, es wurde immer wieder in Zeitungen gedruckt, in Fernsehsendungen analysiert und von Ausstellungsbesuchern diskutiert. Fotosammler haben den Preis der Drucke hochgetrieben. Erst spät wurde das Bild auch in den USA veröffentlicht – klein in einem Buch über den 11. September. Darauf schrieb Frank Rich, Kolumnist der liberalen „New York Times“ einen Essay über das Bild, charakterisierte es als symptomatisch für unsere pragmatische, schnellebige Zeit und löste damit eine lange Debatte und eine Lawine in den Online Blogs aus. Schnell gab es kritische Gegenstimmen, allen voran im konservativen „Wall Street Journal“, die Rich und mir unfairen Anti-Amerikanismus und vorwarfen. Schließlich meldeten sich zwei der Abgebildeten. Die blonde Frau in der Mitte des Bildes schrieb, sie sei selbst Fotografin und beschwerte sich, dass ich die Gruppe nicht angesprochen und gefragt hätte, ob ich sie fotografieren dürfe. Ihr Freund, rechts im Bild, schrieb, die Gruppe habe in der Tat entsetzt und betroffen auf den Terror-Anschlag reagiert und sei in eine ernsthafte Diskussion verstrickt gewesen, als ich das Bild aufnahm. Ich



Las Vegas, Nevada, USA 1963, © Thomas Hoepker / Magnum Photos

zweifle keinen Augenblick dran, dass das so war, nur – es sah nicht danach aus.

Wie viele Fotos befinden sich noch in Ihrem Archiv, die Sie sich bis heute nicht getraut haben zu zeigen?

In meinem digitalen Archiv gibt es mittlerweile rund 30.000 Bilder. Die noch nie gescannten Negative und Dias im analogen Archiv habe ich natürlich nicht gezählt. Mit Sicherheit schlummern da noch viele Bilder, die noch nie das Licht der Welt erblickt haben. Es gab halt nie genug Zeit und Gelegenheit dazu. Einige ganz frühe Negative habe ich zusammen mit meiner Frau im Sommer 2020 sozusagen als Pandemie-Lockdown-Projekt aus den Ordnern gefischt und in den Scanner geschoben. Die meisten stammen aus meiner Studenzeit 1956-1959. In den Semesterferien bin ich damals häufig nach Italien oder Frankreich gefahren, um zu fotografieren. Die Bilder sind eine Zeitreise, vor allen Dingen die aus Süd-Italien. Vielleicht machen wir mit diesen Bildern nochmal ein Buch im

Herbst, eben damit sie das Licht der Welt erblicken.

Und welche Fotos hätten Sie rückblickend besser nie gezeigt?

Nun, es gab sicher immer wieder Stories, mit denen ich nicht richtig glücklich war, aber das ist in einem langen Berufsleben ja auch normal.

Thomas Hoepker: „Bilderfabrikant“, Ernst Leitz Museum, Wetzlar, bis 17. Juli 2022, ernst-leitz-museum.com

USA, New York, NY, September 11, 2001. View from Brooklyn/Williamsburg towards Brooklyn Bridge and downtown Manhattan during aftermath of World Trade Center bombing, © Thomas Hoepker / Magnum Photos

